



Offiziersgattinnen und Bandlkramer

von Fritz Petrowsky

Wenn ich versuche, Einzelheiten aus dem Erleben meiner Kindheit und Jugend heraufzubeschwören, um die damaligen Lebensverhältnisse, soweit sie mir bekannt wurden, zu charakterisieren, drängt sich mir zuerst die Erinnerung an die strenge Kastentrennung auf. Das Standesbewusstsein der Offiziere, die sich zumeist, soweit sie bürgerlich waren, in sehr ärmlichen Verhältnissen befanden, so dass sie nur Töchter aus wohlhabenden Familien heiraten konnten oder mangels der vorgeschriebenen Kautions den Dienst quittieren mussten, dieses Standesbewusstsein war so betont, dass Zivilist für sie geradezu ein Schimpfwort war. Auch innerhalb der Offizierskreise war der Dienstrang von entscheidender Bedeutung, auch für die Stellung der Ehefrau.

Ich erinnere mich an eine groteske Auswirkung dieser Einstufungen. Mein Vater war, als er starb, Regierungsrat im kaiserlichen Obersthofmeisteramt, und da auch alle Beamtenränge an den militärischen gemessen wurden, im Range eines Obersten. Im amtlichen Schematismus, dem Verzeichnis sämtlicher Staatsbeamter und Offiziere, war er daneben als Hauptmann außer Dienst geführt. Als nun meine Mutter etwa zwei bis drei Jahre nach seinem Tod – ich war schon in St. Pölten – nach einer Erkrankung in ein Offiziersgattinnen-Erholungsheim in Breitenstein am Semmering aufgenommen worden war, wurde sie als Hauptmannsgattin eingestuft und an das untere Ende der Tafel gesetzt, die von einer Frau Oberst präsiert wurde. Die relativ hohe Stellung meines Vaters, auch als Hofbeamter innerhalb der Beamtenschaft, wurde betont ignoriert. Freundschaftlicher und geselliger Verkehr spielte sich fast nur in dem engen Kreis der Offiziersfamilien ab, was wohl eine Folge des Garnisonswechsels war.

Als ich 1940 zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurde, gehörte es zu den wenigen positiven Eindrücken, dass die strenge Abgrenzung der Uniformträger von einst nicht mehr spürbar war. Allerdings gab es ja in den unteren Rängen kaum noch Berufssoldaten. Aber in der Monarchie wäre es undenkbar gewesen, einen Offizier auf der Straße mit einem größeren Paket oder gar einen Kinderwagen schiebend zu sehen. Das war seinem Offiziersdiener überlassen.

Aber auch in dem Bereich der so gering geschätzten Zivilisten gab es starre Abgrenzungen. Die Ehefrauen des Mittelstandes hoben sich schon in der Kleidung deutlich von ihren Hausangestellten, den Dienstboten, ab. Hut und Kopftuch waren eindeutige Rangabzeichen. Kaufleute oder Gewerbetreibende etwa waren für den Beamten Menschen minderlicher Art, ihrerseits aber erhaben über Dienstboten und Arbeiter. Unser Dienstmädchen – ich erinnere mich noch gut an diese Marie – kam wie die meisten vom Land aus ärmlichen Verhältnissen. In unserer gar nicht so kleinen Wohnung schlief sie in der Küche in einem Bett, das bei Tag zusammengeklappt wurde, hatte also keinen Raum für sich, in den sie sich zurückziehen konnte. Dabei gab es ein sogenanntes Kammerl, das als Abstellraum benützt wurde, obwohl es ursprünglich als Dienstbotenzimmer geplant war.

Von unserem Fenster im zweiten Stock des Hauses Hermannsgasse 4 konnte ich damals gegenüber noch das große Schild einer Tabaktrafik sehen, das einen Wasserpfeife rauchenden, hockenden Türken zeigte. Die damals nicht selten gebräuchliche Redensart „Sitz nicht da wie ein ang'malener Türk“ bezog sich auf solche Schilder. In regelmäßigen Abständen kam der Mistbauer durch die Straße, dem ein eine Glocke schwingender Mann voranging. Sobald dieses Zeichen ertönte, kamen die Dienstboten mit ihren Misttrüherln aus den Häusern, die unter großer Staubentwicklung in die hochwandigen, von zwei starken Pferden gezogenen Wagen entleert wurden. Eine Bäuerin aus dem jetzigen Burgenland kam regelmäßig ins Haus, um an ihre Stammkunden Hühnereier und Butter zu liefern, die sie in ihrem großen Buckelkorb sorgfältig zwischen blau-weißen Tüchern transportierte. Auf der Straße gab es noch Wanderhändler wie die Gotscheberer und Bandlkramer aus deutschen Sprachinseln mit ihren Kochlöffeln und Bändern und Knöpfen. Es gab auch noch Kaufleute zu hören, von denen sich besonders das „Kaft's Lavendel! An Lavendel hamma do! Kaft's an o!“ einprägte. Und noch etwas seltener, aber auch regelmäßig, kam der Handle-Jud mit seinem Ruf „Handle Fetzen, Baner, Glasscherben, Bodenkram, Kellerkram!“, der noch ein paar Heller für alles Wegzuwerfende zahlte, was noch nicht auf dem Mist gelandet war. Auch Italiener sah man, die in ihren Bauchladen Messer zur Schau stellten.

Etwas Auffälliges waren die großen Bierwagen, die von Gasthaus zu Gasthaus fuhren und zu beiden Seiten die Fässer aufgereiht hatten. Die Straßenbahn hatte noch offene Plattformen, der Fahrer stand bei jedem Wetter im Freien. Wo sie zwei Beiwagen hatte, wurde das Abfahrtssignal im ersten Wagen mit der Zugglocke gegeben, vom zweiten mit einer Trompete und vom dritten mit einer Pfeife – oder umgekehrt. An der Endstation gab es noch keine Schleife, sondern es wurde ein umständliches Manöver ausgeführt. Die Kupplung zwischen Triebwagen und Anhänger wurde gelöst, der Triebwagen fuhr auf das Nebengleis und von dort hinter die Beiwagen, die dann wieder von den Schaffnern – Kondukteure hießen sie



Foto Fritz Petrowsky: Mistras

damals – angekuppelt wurden. Dann mussten auf den Plattformen die Gitter von den Einstiegen auf die andere Seite versetzt werden. So ging es etwa bei der Endstation des 49ers auf der Bellaria zu, oder in Schönbrunn beim Meidlinger Tor, von wo der L-Wagen über Mariahilferstraße, Stiftgasse, Ring und Kai bis zum Prater fuhr. Ich erinnere mich, dass mein Vater manchmal mit mir die ganze Strecke von Endstation zu Endstation fuhr.

In meiner Studienzeit fuhr ich noch mit ein- bis zweimaligem Umsteigen zur Universität und brauchte dazu eine volle Stunde. Zur Hochschule für Welthandel fuhr ich 1923 noch mit der Stadtbahn von Unter-St.Veit bis Nußdorferstraße, bis sie wegen der Elektrifizierung gesperrt wurde. In der Straßenbahn gab man übrigens in meiner Kindheit dem Kondukteur noch ein Trinkgeld. Mit meinem Vater fuhr ich auch noch auf der – wie ich glaube – letzten Pferdebahnstrecke, die vom Westbahnhof zum Hof ging, wo der Christkindl-Markt abgehalten wurde. Auf der Rückfahrt wurden am Getreidemarkt weitere Pferde vorgespannt, damit der Wagen das sogenannte Mariahilfer-Bergl bewältigen konnte. Viel später, nach dem Krieg, gab es auch noch die Dampftramway von der Hietzinger Brücke Richtung Mödling.

Die Bahnfahrten waren viel zeitraubender und anstrengender als heute. Wenn ich etwa in den Ferien nach Graz fuhr, war man auch bei großer Hitze in Abteile zu zehn Personen gezwängt, und der Personenzug, der in allen Stationen hielt, war ein richtiger Bummelzug. Schnellzug kam damals wegen der viel höheren Kosten nicht in Frage. Das Fenster zu öffnen war wegen der Ruß- und Funkenentwicklung meist nicht möglich. Wagen vierter Klasse gab es in Österreich nicht mehr, die lernte ich aber noch auf meiner Maturareise 1923 in Deutschland kennen. Es waren etwa quadratische Abteile mit Bänken an den Wänden, so dass im leeren mittleren Raum die Bauern und Händler ihre Traglasten abstellen konnten.

Die Beleuchtung erfolgte vorwiegend durch das von Auer von Welsbach entwickelte Gasglühlicht, nur in den neueren Häusern gab es schon elektrisches Licht. Auch auf den Straßen gab es nur Gaslicht, der Gasanzünder mit Stange und Leiter gehörte zum täglichen Straßenbild.

Zu den auffälligsten Ergebnissen der Technik in meiner Lebenszeit, welche wirklich das Leben entscheidend und nicht nur zum Guten verändert haben, gehört zunächst das Radio. Als es in den 20er Jahren aufkam, benützten wir einen selbstgebastelten Detektorapparat (das Ende eines Metalldrahts wurde auf einem Kristall aufgesetzt und man setzte Kopfhörer auf). Es war wirklich ein großes Erlebnis, plötzlich zu Hause gute Konzerte, aber auch Theaterstücke und Lesungen hören zu können. Unvergesslich sind mir Lesungen von Wildgans, Gedichte und ein Gesang aus dem Kirbisch, oder von Karl Kraus, der allein „Hanneles Himmelfahrt“ vollendet vortrug. Doch schon damals bahnte sich an, was das Fernsehen inzwischen so verstärkt bewirkt hat: Die Zeit am Abend, die früher der individuellen Lektüre gewidmet war, wurde vom Massenmedium usurpiert, das immer seltener zum gleichwertigen Ersatz wurde.